

(Nachdruck verboten.)

53)

Die flucht.

Von N. Bagrynowski.

(Schluß.)

„Uns allen so viel Kummer und Sorgen zu machen und soviel Zeit zu rauben! Und alles nur, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, zu Fuß nach Amerika zu laufen!“ brummte Jan.

„Und wenn er sich wirklich verirrt hat?“

„Fällt ihm nicht ein! Ich kenne ihn! Und die Blindholzbüchse? Der Galgenstrick! Wahrhaftig, Sie müssen mir die Hand festhalten, Kamerad, wenn ich ihn sehe, sonst setzt's was!“

Krassuski war auch ärgerlich, er schüttelte zwar verneinend den Kopf, aber er blickte finster vor sich hin.

Die Sonne stand niedrig und wärmte nicht. Ein kalter, heftiger Wind blies vom Meer. Die Gegend, die sie passieren mußten, war ein verschlungenes Labyrinth von langen, morastigen Landzungen, Teichen und seichten Sümpfen, die durch niedrige, bemooste Erdstriche voneinander getrennt waren. Um nicht durch kaltes und stellenweise tiefes Wasser zu waten, mußten die Jäger oft weite Bogen machen. Endlich wurden sie eine kleine, trockene Anhöhe gewahr und gingen auf dieselbe zu, um sich in der Umgegend zu orientieren.

Schon von weitem wurden sie von einer großen Möwenschar, die den Hügel umkreiste, mit lautem Geschrei empfangen, und als sie näher kamen, drang der ganze Haufen fürchtlos auf sie ein. Ein merkwürdiger Anblick — eine richtige Vogelstadt — bot sich ihnen dar. Dicht aneinander gedrängt lagen dort Tausende von Nestern, die aus Gräsern und Zweigen erbaut waren, und darauf saßen ganze Legionen von Vögeln, die beim Anblick der Jäger nicht die geringste Furcht äußerten; ihre Schnäbel waren alle den trockenen, festgetretenen Gassen zugekehrt, die an den Nestervierteln entlang führten. Auf den Gassen marschierten Schildwachen hüpfend hin und her. Die Jäger blieben stehen, denn es tat ihnen leid, die Nester zu zerstören und die Eier zu zertreten, — übrigens hatten sie auch keine Zeit, sich lange zu besinnen, denn immer größere Haufen von Möwen drangen auf sie ein. Die Vögel hoben die Flügel und flatterten behende auf ihre Köpfe nieder und bedrohten sie mit Schnäbeln und Krallen. Von den Gewehrkolben erschreckt, beschrieen sie Vögel in der Luft und flogen auf, um wieder auf die Feinde niederzustoßen. Ihre Krallen hatten Jans Mütze und Schultern schon mehrmals berührt. Das durchdringende Geschrei und das Schlagen der Flügel regten die Jäger auf und hinderten sie an einer freien Umschau. Um sie zu verschrecken, feuerten sie ihre Flinten ab. Aber das verschlimmerte ihre Lage noch. Mit unbeschreiblichem Lärm, Kreischen und Rauschen erhob sich der gefiederte Schwarm und flatterte um die Angreifer herum. Was bedeuteten ein paar erlegte Möwen diesen Tausenden gegenüber? Mit gekrümmten Rücken flohen die Jäger, und die Vögel hackten mit den Schnäbeln nach ihnen und schlugen mit den Flügeln an ihre Schultern. Endlich ließ der Lärm nach und der Schatten des dichten Schwarms über ihren Köpfen wurde durchsichtiger. Nur noch ein kleiner Haufe der eifrigsten Verfolger flatterte ihnen nach oder umkreiste unruhig den Hügel.

„War das aber ein Sturm!“ lachte Jan. „Wartet, wir werden schon wiederkommen. Dann wird Euch Muzja ausgeliefert und wir nehmen einen Haufen Eier mit! Weißt Du, Krassuski, wir wollen die Stiefel ausziehen und direkt durchs Wasser gehen, sonst dauert's noch lange, bis wir an Ort und Stelle sind. Sieh, es ist schon Nacht und Nebel steigen von der See auf!“

Nachdem sie noch eine halbe Stunde gewandert waren, erreichten sie die rauchende Stelle. Die verlassene Feuerstätte verglimmte schon, aber Muzja war nirgends zu sehen. Sie durchsuchten das ganze Terrain aufs sorgfältigste, fanden benagte Ententknochen, konnten aber nicht erkennen, ob Muzja hier gewesen war oder in der Umgegend wohnende Jäger. Es kam ihnen nur vor, als wären viele Menschen dagewesen. Endlich stieß Jan einen Freudenruf aus, denn er fand ein Stückchen Papier zur Seite liegen.

Es war ein zerknittertes, gewöhnliches Papier, das mit europäischen Waren zu den Eingeborenen gewandert sein konnte. Es hatte zwar ein geheimnisvolles Loch in der Mitte und mit dem Nagel eingeritzte Zeichen, aber die Verbannten waren nicht instande, irgend etwas herauszulesen. Enttäuscht blickten sie in die dunkle, nebelige Tundra, in der sich die Spuren immer mehr verwischten.

„Es ist umsonst! Wir müssen umkehren!“ sagte Jan endlich. „Und wir müssen eilen, denn der Nebel wird immer dichter.“

Der kalte Wind, der von der See her blies, wurde immer heftiger.

Sie sahen plötzlich eine lange, weiße, den ganzen Horizont umspannende Nebelbank, die sich vom fernen Eise löste und auf sie zuwälzte. Die himbeerrote Sonne war bis zur Hälfte in Dünste gehüllt.

„Vorwärts! Vorwärts!“ trieb Jan, „denn er muß gleich hier sein.“

Sie liefen quer übers Land, indem sie über kleine Bäche hinwegsetzten, oder bis an die Achselhöhlen in tieferem Wasser waten. Der Wind war zum Sturme angewachsen. Der Nebel kam schnell wie eine Sturmflut daher. Schon berührten seine ersten Fegen und Wölkchen die Füße der Jäger und trieben landeinwärts. Bald waten sie bis an die Knie im Nebel. Jan riß eine Handvoll Haare aus dem Pelzfutter seiner Toppe und verstopfte die Läufe und Pfannen seiner Flinten. Krassuski folgte seinem Beispiel. Der Nebel umging sie schon bis an die Hüften. Er verdeckte die Unebenheiten des Bodens vor ihnen und machte ihre Wanderung noch mühsamer. Immer wieder fielen sie in verästerische Wasserlachen. Bald reichte ihnen der Nebel schon bis an den Hals, endlich schlug er über ihren Köpfen zusammen. Der Wind wütete und wirbelte und wälzte den Nebel wie Wasser um und um. Vom Sturm hin- und hergerissen, von den kalten Dünsten wie von einem Schneegestöber gepeitscht, bis aufs Mark erstarrt, gingen die Verbannten blindlings vorwärts, bis sie das Brüllen des Meeres hörten und seine Wogen, die schwarz waren wie Tinte, ihnen an die Füße prallten. Sie wichen zurück, denn sie fürchteten, von den ungeheuerlichen, schaumbedeckten Zungen von der Erde hinweggerafft zu werden.

„Was nun? Wie finden wir unseren Nachen?“ fragte Krassuski, der vor Kälte mit den Zähnen klapperte.

„Was soll uns der Nachen? Es wäre denn gerade, um nachzusehen, ob ihn das Wasser nicht fortgeschwemmt hat,“ antwortete Jan misshütig.

Wieder kam ein so heftiger Windstoß, daß sie fast umfielen. Das Ufer erzitterte von dem Anprall der Wellen. Aber das Pfeifen des Sturmes und das Rauschen des in der Nähe tanzenden Wassers und das Stöhnen der davon gepeitschten Erde — alles verhallte in dem immer heftiger anschwellenden Brausen der offenen See, die in der Ferne wütete.

„Kommen Sie, Jan, sonst ist unser Nachen sicher verloren!“ sagte Krassuski, indem er den in tiefen Gedanken versunkenen Jan am Ärmel zerrte.

„Wo sollen wir denn hin — ohne Augen!“ antwortete dieser groß. „Weißt Du, nach welcher Richtung wir gehen müssen, wo er liegt? Warte . . . Ich muß ein wenig nachdenken; ich muß das auskalkulieren. Leg' Dich hin, sonst erfrierst Du ganz! Ich will ein bißchen nachdenken und ausruhen. Ein Hundewetter!“

Sie legten sich in eine kleine Mulde und schmiegteten sich fest aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen. Jan stützte den Kopf auf die Hand und horchte dem Stöhnen der Erde, achtete auf den über ihnen ziehenden Nebel, auf den Wind, der sich langsam, aber unaufhörlich drehte.

„Hör, Krassuski, er war schon gestern so verdreht! Sol' ihn der Teufel!“

„Wen? Den Wind?“

„Na, ja! Er bläst jetzt aus einer anderen Richtung; als wir vom Fluß kamen, wehte er uns entgegen. Jetzt müssen wir nach der anderen Seite am Wasser entlang gehen. Komm, wir wollen in den Nachen kriechen, da wird's doch wärmer sein.“

Wieder peitschte sie der Wind, und der Nebel schlug ihnen ins Gesicht und blendete sie.

Sie neigten den Kopf tief zur Erde und streckten die Arme wie beim Schwimmen aus. Krassuski schlugen die Zähne wie im Fieberfrost zusammen. Oft muhten sie schleunigst vom flachen Ufer fliehen, denn die Wellen schlugen an ihre Füße und drohten sie umzuwerfen. Der Nebel umwogte sie, merkwürdig und dicht, sah aber jetzt anders aus, als vorhin, denn er war gelblich und gleichsam von Licht durchtränkt. In Streifen und geballten Wolken schwebte er wie der Dunstschleier eines Wasserfalles daher, und schillerte von Zeit zu Zeit in allen Regenbogenfarben. Sie fanden den Rachen, zogen ihn weiter ans Land, stellten ihn seitwärts gegen den Wind und legten sich hinein. Der Sturm pfiß an den Rändern des Schiffchens vorbei, und eine Flut von milchweißem Dunst wälzte sich darüber und stäubte feinen, tauigen Regen auf ihr Gesicht. Zuweilen stieß der Wind ein Fenster in die über den Jägern flutenden nebligen Wirbel und Rastaden. Dann sahen sie einen kurzen Augenblick den sonnigblauen Himmel über ihren Häuptern.

„Was ist das? Sieh mal!“ rief Krassuski plötzlich, indem er auf den Nebel hinwies, aus den schillernden Windungen blickten ihnen bunteränderte, scheußliche, große, zottige Gestalten entgegen. Die beiden Flüchtlinge setzten sich vor Erstaunen aufrecht und blickten unerbauet nach den vom Orkan hin- und hergezerrten Wahngestalten. Auf den ineinanderfließenden Nebelbildern zeichneten sich, Schattenbildern gleich, die blassen Gestalten eines großen Menschenhaufens ab. Sie sahen denselben näher betrachten konnten, waren sie vom Sturm wegeweht und verschwunden.

„Komm! komm! . . . Was ist das? Das ist entsetzlich,“ flüsterte Krassuski.

„Wir wollen den Rachen das Ufer entlang ziehen. Die unseren sind jenseits des Kanals. So wie der Wind sich etwas legt, wollen wir hinüber,“ riet Jan.

Sie versuchten den Rachen aufzuheben, aber der Sturm legte ihnen denselben von den Schultern, wie eine Feder. Voller Entsetzen sahen sie zu, wie das Schiffchen in die Luft flog, dann herunterfiel und im Nebel weiterrollte. Sie holten es nur mit Mühe ein, gaben ihre mit Pelzmützen bedeckten Köpfe dem Ansturm des Windes preis und zogen den Rachen hinter sich her. Die Wanderung über die Rasse, glitschige Erde inmitten des Nebels, der sie umfloß, wie schnell fließendes Wasser, war sehr beschwerlich. Der Mangel an jeder Aussicht, der ihre Schritte unsicher machte, die unaufhörliche Bewegung um sie her, das betäubende Säusen, die Stöße des Windes — alles das ermüdete sie unaussprechlich, sie hatten die größte Lust, sich niederzusetzen, zur Erde zu gleiten und das Gesicht in eine Vertiefung zu drücken, um einen noch so winzigen Teil reiner Luft zu finden.

Der ekelhafte Gestank der kalten Seedünste drohte sie zu ersticken, als wären es feuchte Wattestücke, die sie schlucken mußten.

„Zum Teufel mit solch einem unnützen Umhertorkeln! Es ist ja rein gar nichts zu sehen,“ rief Jan, den der Sturm zu Boden riß. Krassuski fiel erschöpft neben ihm nieder.

„Es muß bald aufhören!“ tröstete Jan. Der Wind hat sich gedreht und läßt nach.“

Am Boden des Rachens niedergeduckt warteten sie geduldig. Jan war eingenickt. Da stieß ihn Krassuski an. Auf den Wolkenballen schwebten wieder Riesengestalten über ihnen. Vor Kälte und Aufregung zitternd, wechselten die Flüchtlinge kein Wort, aber sie zogen den Rachen einmütig an das wogende Wasser.

„Paß nur auf, fahr gerade auf die Wellen los! Habe nur keine Angst!“ belehrte Jan. „Das Einsteigen wird das schwerste Stück werden. Die erste Welle ist die schlimmste.“

Sie schoben den Rachen auf das Wasser einer kleinen Bucht, die durch eine Biegung des Ufers gegen den Wind geschützt war. Aber obgleich die Wogen sich hier nicht bäumten und nicht ans Land stürmten, gingen sie doch so hoch, daß der Rachen zweimal bis an den Rand Wasser schöpft. Beim dritten Male gelang es ihnen endlich einzusteigen. Sie setzten die Ruder ein. Ein Wasserschwall trug sie zur Bucht hinaus, aber in demselben Augenblick erfaßte sie eine ungeheure Welle und schleuderte sie ans Land zurück. Sie behielten so viel Geistesgegenwart, daß sie sich sofort zur Seite legten und sich an den Rand des Bootes klammerten, um es nicht vom Wasser fortreißen zu lassen. Sie wagten es, den Versuch zu wiederholen, aber es hielt sie auch nicht am Platze. Sie schleppten sich also am Ufer weiter, bis sie einen sandigen Vorsprung erreichten. Sie waren zu weit nordwärts gegangen. Die offene See lag vor ihnen. Das sagte ihnen der scharfe, mächtige Wind, die Wasserberge, die hoch in den Nebel aufstrebten und mit regelmäßigem Getöse niederfielen, das sagte ihnen endlich

der Nebel, der hier durchsichtiger war. Im Vergleich mit dem, was hier vorging, kam ihnen das Brüllen der Wogen in der Meeresbucht wie elendes Hundegekläff vor.

Als sie ganz durchnäht ans Ufer krochen und den Rachen herauszogen, hatte sich der Wind gelegt und der Nebel war so durchsichtig geworden, daß sie ihr Lager erkennen konnten. Sie gewahrten den im Meerbusen schwankeuden Mast der „Königin“, erkannten die dunklen Gestalten der Genossen, die am Boote zusammengedrängt schliefen. Aber in demselben Augenblick erblickten sie auch etwas, was sie mit tödlicher Kälte durchschauerte. Sie stürzten auf die Thren zu und schrien:

„Steht auf! Steht auf!“
„Was ist geschehen?“ fragten diese, indem sie sich erhoben und die Decken zurückwarfen.

Sie zeigten nach jener Seite hin, von der die Freiheit kommen sollte.

Aus dem Nebel schlichen dort mit Schießgewehren bewaffnete Menschen in einem großen Halbkreise behutsam auf sie zu, und diesen folgte eine unabsehbare Menge von Wesen mit kupferfarbenen Gesichtern und geschlitzten Augen — ein Haufe von wilden, in zottige Pelze gehüllten Barbaren, die ihre Speere gesenkt und die Pfeile an den gespannten Bogen in Bereitschaft hielten.

Jenseits dieser Menschenmenge brauste die schwarze wogende See, und aus den aufsteigenden Nebeln, auf denen goldene Sonnenlichter spielten, blickten die bleichen, schillernden Schemen der Eisschollen hervor, die frachend dem Lande zutrieben. —

(Nachdruck verboten.)

Der Schmuggel in Ostasien.

Bei der endlosen Belagerung von Port Arthur spielten die chinesischen Dschunkenführer eine Rolle, sie suchten mit ihren Fahrzeugen die japanische Blockade zu durchbrechen, um irgend ein einträgliches Geschäftchen in Konterbande zu machen. Mögen auch manche Dschunken von den Scheinwerfern gesticht und von den Geschützen der japanischen Kriegsschiffe in den Grund gebohrt werden und mit Mann und Maus untergehen, so segeln doch die bezopften Führer der anderen Fahrzeuge auf den krummen Pfaden ruhig weiter, weil ein hoher Verdienst beim Gelingen des waghalsigen Unternehmens in sicherer Aussicht steht. Die Dschunken führen, sofern sie nach Port Arthur fahren, als Konterbande vornehmlich Waffen und Munition, sowie Mehl, Reis, Tee und andere Lebensmittel; als Rückfracht nehmen sie Personen mit, die den Gefahren und Entbehrungen der Belagerung entrinnen wollen. Mit höchstem Geschick werden die zahlreichen Schlußwinkel an der Küste benutzt, um sich den Späheraugen der Japaner zu entziehen. Erst in der Nacht wird der Kurs auf der offenen See genommen und dann auf gut Glück die 180 Kilometer weite Ueberfahrt nach Port Arthur oder umgekehrt nach Tschifu gewagt.

So plump gebaut sind die Fahrzeuge, daß sie selbst bei günstigem Winde nur langsam von der Stelle kommen und zur Ueberfahrt mindestens anderthalb Tage gebrauchen. Ueberhaupt läßt ihre Seetüchtigkeit sehr viel zu wünschen übrig, zumal ihre ganze Ausrüstung primitiv im höchsten Grade ist und Stürmen und See nur selten standhält. Alle Errungenschaften des modernen Schiffbaues sind an ihnen spurlos vorübergegangen — sie sehen noch immer so aus wie jene Dschunken, die der arabische Reisende Ibn Batuta bereits im 14. Jahrhundert geschildert hat. Die Fahrzeuge im Meerbusen von Petschili lassen besonders viel zu wünschen übrig, da hier der Verkehr unter normalen Verhältnissen erheblich geringer als bei Shanghai und an der südchinesischen Küste ist. Am besten sind die Dschunken aus der Gegend von Canton. Allerdings ist die Dschunkenflotte der alten Handelsstadt im Laufe der letzten Jahrzehnte stark zusammengeschmolzen, da sich des Frachtverkehrs mehr und mehr die großen Dampfergesellschaften bemächtigt haben. Auch die Zahl der sogenannten Ho-tou, Dschunken mit gabelförmigem Mast, die auf dem Weijflusse schwimmen, jedoch wegen ihres bedeutenden Tiefganges fromauf nur wenige Meilen über Canton hinaus können, ist schon längst merklich im Rückgange begriffen. Gleichwohl sind von ihnen noch genug vorhanden, um dem mit allen Künsten und Listen getriebenen Schmuggel als vortrefflich geeignetes Verkehrsmittel zu dienen.

Wo Zoll bezahlt werden muß, wird auch geschmuggelt. Das ist eine alte Wahrheit, die sich in allen Ländern, mögen sie auch die kultiviertesten sein, bestätigt findet. In China sind es die Vertragshäfen, in denen der stärkste Schmuggel getrieben wird. Hier befinden sich große Verbände von Schmugglern, die ihr gefährliches Gewerbe gleich im großen betreiben. Gerade in der Korporation beruht ihre Stärke, denn sie arbeitet mit bedeutenden Mitteln und sichert sich hierdurch in den meisten Fällen den lohnenden Erfolg.

Wenn eine Dschunke aus guten Gründen die Zollstation nicht passieren soll, so wirft sie schon weit vor Canton Anker, und zwar an einem recht weltvergessenen, ruhigen, geradezu idyllischen Ortchen, das von unliebsamen Späheraugen unbeobachtet ist. Natürlich

wählt sie als Zeit für das Ankerwerfen eine finstere Nacht, in der Mond und Sterne hinter schwarzen Wolken versunken sind. Keine zehn Minuten liegt sie wohlgeborgen und behäbig da, als auch schon flache Boote unter lautstem Ruderhohle heranschieben und an ihrer Bordwand anlegen. Aus jedem Boote klettert mindestens ein halbes Duzend Kerle mit lakonischer Gewandtheit an Deck, schlitzbändige Spitzbuben gesichter, wie sie in solcher Vollkommenheit nur die gelbe Rasse hervorbringt. Und nun geht es flint an die Arbeit — mit affenartiger Geschwindigkeit wird die Ware aus dem dicken Dünne der Dschunke in die Boote hinabgelassen, bis diese bis obenhin vollgepfropft sind und nur eben noch den Ruderern Platz bieten. Dann werden die Boote abgestoßen und ohne Geräusch in die auf dem Wasser lagernde Finsternis hineingetrieben. Da sie nur wenige Handbreiten über den Fluß ragen und keine Lichter ausgelegt haben, sind sie kaum zu erkennen. Mit fabelhafter Geschwindigkeit werden auf dem Wasserwege alle gefährlichen Stellen vermieden, alle Zollstationen umgangen und den verschiedenen Zollkutter Schnippchen geschlagen. Endlich ist die höchste Gefahr überstanden — die Boote lenken einzeln in die Kanäle ein, die bei Canton ein unentwirrbares Netz mit zahlreichen geheimen Zufluchtsorten bilden, und lassen dem Zollkutter, falls er sie noch im letzten Moment gesichtet haben sollte, das Nachsehen. An irgend einer verborgenen Stelle wird ausgeladen und der verheißene Lohn von den Unternehmern ausgezahlt.

Die außerordentliche Verschämtheit der chinesischen Schmuggler offenbart sich am schärfsten beim Schmuggeln von Opium. Das Opiumraucher ist bekanntlich in China weit verbreitet. Ueberall, wo sich Chinesen niedergelassen haben, spielt die Opiumhölle eine Rolle. Vornehmlich wird Opium nach China von Indien eingeführt, wo der Mohn, aus dem das Opium gewonnen wird, schon seit Jahrhunderten ein beliebter Gegenstand des Anbaues ist. Gerade der Zoll auf Opium ist ungemein hoch und bringt der chinesischen Regierung jährlich gegen 40 Millionen Mark ein. Grund genug, daß sich die Schmuggler der zollfreien Einfuhrung dieses Artikels mit Sorgfalt annehmen und dabei die besten Geschäfte machen.

Von dem Raffinement, mit dem dieser Schmuggel getrieben wird, werden die kitzlichsten Geschichtchen erzählt. Auch das Ewig-Weibliche wird zum Einschmuggeln benutzt. Im Vertrauen auf die Galanterie der Zollwächter werden die Frauen mit gewissen Quantitäten Opium, die geschieht unter den Kleidern und sogar unter den Haaren verborgen sind, zur Zollgrenze entsandt. Wie die liebe Unschuld kommen sie daher, meist in der Masse fleißiger Arbeiterinnen oder Bäuerinnen, die mit des Lebens Not zu kämpfen haben und sich ihr Brot sauer verdienen müssen. Läßt sich der Zollwächter betören, so ist die Freude groß, fährt er aber eine Dame ab, dann geht das Lamento in herzerbrechender Weise los, denn Konfiskation und harte Strafe sind die unausbleiblichen Folgen.

Größere Quantitäten werden natürlich in anderer Weise geschmuggelt. Was Canton betrifft, so werden für den Schmuggel von Opium sehr häufig die von Hongkong kommenden Flußdampfer benutzt. Die Schmuggler sehen sich mit den eingeborenen Heizern und Matrosen dieser Dampfer in Verbindung und erlangen nun gegen guten Lohn, daß eine gewisse Menge Opium an Bord versteckt wird. Unter der Kohlen, in den Aschenbehältern, unter dem Dampfessel, in den hohlen Spanten des Schiffkörpers und in anderen schwer auffindbaren Hohlräumen wird das Opium verborgen. Geräumige Zeit wandte man auch den Kniff an, die Wassereimer mit doppelten Böden zu versehen. Einem an Deck stehender Eimer, der mit Wasser gefüllt war, ließ sich natürlich keine Spur von Konterbande ansehen; hantierten die Matrosen gar mit ihm, als ob sie das Deck schuerten, so war erst recht nichts Verdächtiges zu bemerken. Die Zollbeamten freuten sich, daß die Leute im Gegensatz zu den anderen Chinesen etwas auf Sauberkeit hielten, und lobten die fleißigen Deckpolierer über die Maßen. Groß war schließlich das Erstaunen, als der Kniff durch Zufall ans Tageslicht kam. Nun wurden auch die Oelfässer und andere Flüssigkeitsbehälter aufs Korn genommen — und siehe da, sie besaßen ebenfalls doppelte Böden, zwischen denen Opium steckte. Die Zollbeamten waren gewichtig geworden und unterließen hinfert nichts, um den Schmugglern das Handwerk zu legen. Kommt ein Dampfer an der Zollstation an, so wird er in der peinlichsten Weise revidiert: Kohlen- und Aschenbehälter, Kessel und Maschinen werden untersucht, alle Balken durch Vellopfen auf einen etwa vorhandenen Hohlraum geprüft, die sämtlichen Hohlgefäße auf ihre Tiefe gemessen und sogar die Gehäuse der Wanduhren geöffnet, da sich herausgestellt hatte, daß sie statt des Werkes ebenfalls Opium enthielten.

Aber das Genie der Schmuggler findet immer neue Auswege, um den Zollnern zu entgehen und ein gutes Geschäftchen zu machen. Eine hervorragende Rolle spielen die wasserdichten Säde; in ihnen wird das Opium bei der Bergfahrt des Dampfers an bestimmten Stellen über Bord geworfen. Die Säde sind an schwimmenden Bojen befestigt, die kaum merklich über den Wasserpiegel ragen. Statt der Bojen findet noch besser ein größeres Stück Holz Verwendung. Am Ufer liegen schon flache Boote bereit, um das lösbare Gut schleunigst zu bergen und im Dunkel der Nacht weiter zu befördern. Gebietet die Vorsicht, daß die Boje erst in geraumer Entfernung vom Dampfer aufsteht, so wird noch ein besonderer Trick angewendet: die Boje wird doppelt mit dem Sack verbunden, nämlich mittels eines langen Strides und eines langen Streifens gähen Papiers; bis der Papierstreifen reißt, bleibt sie unter Wasser, dann aber schießt sie in die Höhe, sodas die Helferselfer in den Flach-

booten den Schatz auch dann noch mit Leichtigkeit finden und heben können.

Zu den jährlich erscheinenden Handelsberichten der internationalen Seezollbehörde ist häufig von den Zollkonventionen die Rede. Auch wird in ihnen von den verschiedenartigsten Kniffen der Schmuggler berichtet, um die Aufmerksamkeit für dieses Treiben rege zu erhalten. Nichts ist den Kerlen heilig; selbst der Sarg, in dem der Leichnam des in der Fremde gestorbenen Chinesen zur Heimat zurückgeführt wird, muß zum Durchschmuggeln von Opium herhalten. Aber wie listig und verschlagen auch das Handwerk geübt wird, so fällt doch ein starker Prozentsatz des geschmuggelten Gutes in die Hände der Zollbehörden. Allein an Opium wird im Hafen von Canton jährlich ein Quantum im Werte von 100 000 Mark konfisziert. Daraus, daß die Schmugglergesellschaften solche Verluste anstandslos tragen können, läßt sich am besten ermesen, wie gewinnbringend ihr Geschäft ist. In allen übrigen Vertragshäfen gedeiht der Schmuggel ebenfalls, mögen auch die lokalen Verhältnisse nicht so günstig wie in Canton liegen. Von Shanghai läßt sich sagen, daß sein riesiger Handelsverkehr für das Schmugglertum eine Deckung bildet, wie sie es besser nicht wünschen kann. Wo starker Verkehr ist, hat die Zollüberwachung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und gerade das liegt im Interesse der Schmuggler.

Es liegt auf der Hand, daß Elemente von solcher List, Verschlagenheit und Gewinnsucht auch die gefährlichen Fahrten von Tschifu oder einem benachbarten Plaze der chinesischen Küste nach Port Arthur um des guten Lohnes willen wagen. Schon manche Ladung von Lebensmitteln und auch von Kriegsmaterial ist auf diese Weise nach der Festung hineingebracht worden, ohne daß die Japaner, trotzdem ihre Wachsamkeit eine äußerst rege sein soll, etwas gemerkt haben. Ganz unterdrücken läßt sich eben eine solche Verbindung niemals — Sähsauheit und Wagemut werden aller Berechnungskünste spotten und über den Gegner triumphieren. —

Georg Eggerfeld.

(Nachdruck verboten.)

Cut-Glas.

Auf der Weltausstellung in St. Louis wie in den großen Luxusbazaren Amerikas begegnet man einer Art geschliffener und gravierter Gläser, deren Dekorations sich auffällig von gravierten Gläsern europäischen Ursprungs unterscheidet. Es sind ausschließlich große schwere Stücke mit ganz starken Bandungen, und zwar sind dieselben so kräftig gewählt, um das Glas recht tief einschneiden, d. h. ganz facettenartig behandeln zu können. Der Haupteffekt wird dadurch erzielt, daß gewisse Hauptlinien des Ornaments dreifach tief in das Material geschliffen werden, während andere Partien, die zwischen diesen Hauptkonturen liegen, nur ein zartes Relief bilden, gleichgültig ob die Zeichnung über die Fläche hervortritt oder vertieft wird. Gerade in dem Kontrast der äußerst verschiedenen Lichtbrechung liegt der ganze Reiz dieser Arbeiten. Vielfach werden auch ganze figurliche Darstellungen in lebhaftem Relief durch Schneiden des Glases in dieser Weise erzeugt. Es ist nicht leicht zu sagen, wodurch sich diese Gläser so wesentlich von unseren gravierten Gläsern unterscheiden. Es ist gleichsam die Uebertreibung einer in Deutschland und Oesterreich seit langer Zeit geübten Technik, aber gerade durch diese Uebertreibung entstehen neue Effekte.

Wir wissen, daß Amerika sehr schöne Kunstgläser auf den Markt bringt — der Name Tiffany ist jedem Fachmann geläufig, doch das Cut-Glas (sprich: Kott-Glas) geht aus Spezialfabriken hervor, welche die besonderen Talente der einzelnen Graveure zu berücksichtigen wissen. Es bleibt jedem einzelnen genügender Spielraum, seine Erfindungsgabe zu bekunden.

Für die hier geschilderten Arbeiten kommt nur das Bleiglas in Betracht, das zum Gravieren und Einschleifen von Facetten besonders geeignet ist. Als Rohmaterial dient ein sogenanntes Sand, der besondere Eigenschaften in bezug auf Schärfe und Farbe aufweist. Es ist dies kein Sand in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern zerquetschtes Felsgestein. Hierin liegt auch der Grund für die Gleichförmigkeit seiner Färbung, die so überaus wichtig für die Erzielung eines staubblau-weißen Glases ist, wie man es wegen der beim Schneiden hervorbringenden Regenbogenfarben verwenden muß. Mit dem Sande werden genau abgemessene Quantitäten von Rotblei, Salpeter und kohlensaurem Natron vermischt; zum Bleichen oder Klären fügt man einen geringen Prozentsatz weißen Arseniks oder Mangans hinzu. Das Verhältnis der Bestandteile ist verschieden, je nach Art des herzustellenden Produkts.

Die Schmelzöfen können je bis sechzehn Schmelzriegel aufnehmen. Jeder derselben hat eine Mundöffnung zur Einfuhrung des Rohmaterials und des Blaserohrs des Arbeiters. Vor dem Einsetzen werden die Riegel erhitzt und dann mit etwa 725 Kilogramm Rohmaterial gefüllt. Dasselbe schmilzt bald in der Ofentemperatur von 1370 Grad Celsius.

Der „Glasmüller“ bekommt seinen Auftrag für Artikel ganz bestimmter Größe und Form, die nach einem Probestück zu fertigen sind. Nur entnimmt er mittels seines eisernen Blaserohrs dem Schmelzriegel die genügende Menge geschmolzenen Glases, rollt dasselbe auf einer Metallplatte hin und her, um die Masse gleichmäßig zu verteilen, und erhitzt es von neuem in einem Ofen, der „glory

hole“ genannt wird. Dann übergibt er das Stück einem Glasbläser, und dieser bläst den Artikel zu einer seiner Bestimmung möglichst nahe-kommenden Form. Nach abermaligem Erhitzen übernimmt ihn der dritte Arbeiter und gibt ihm seine endgültige Form. Nun muß das weiche Glas geföhlt und getempert werden, um die Spannungen auszugleichen; sonst würde das Stück zerbrechen. Es wird darum in Kesseln gebracht, wo es zuerst wieder erhitzt und dann nach und nach abgeföhlt wird.

Jetzt sind die schweren Gegenstände zum Schleifen fertig, bei welchem sie beträchtlich an Gewicht verlieren, manchmal bis zu einem Drittel. Das Schleifen geschieht in drei Stadien. Zuerst wird der Gegenstand mit Sand und einem stählernen Schleifrade roh vorgeföhlt; dann wird er mit einem steinernen Schleifrade geglättet und endlich mit einem hölzernen Polierrade vollendet. Ein Arbeiter hält den Gegenstand an die tonische Schneide eines Stahlrades, das an einer durch Treibriemen und Rollen getriebenen Welle befestigt ist. Feiner, scharfer und reiner Sand mit Wasser tropft aus einem kegelförmigen Behälter auf das Rad. Durch Andrücken des Gegenstandes an das schnellrotierende Rad werden die Hauptlinien des Musters tief eingeschnitten oder „gerelbt“. Der roh ausgeföhltene Gegenstand wird nun an die feuchten Glättsteine gebracht, deren Größe und Schneiden denen der Stahlräder entsprechen, jedoch ohne Sand angewendet werden. Diese Räder schleifen die Einschnitte nach, welche die Stahlräder gemacht haben, und graben auch die feineren Linien des Musters ein. Nun ist das Stück eigentlich fertig, und kommt nur noch zu dem Polierer, dessen mit Polierrot belegte hölzerne Räder gleichfalls in Form und Größe den stählernen und steinernen entsprechen, und darum jeder Linie mit fast mathematischer Genauigkeit folgen können.

Die Graveure arbeiten mit Kupferscheiben von den verschiedensten Durchmessern und Stärken. Die Nadeln, welche die Scheiben tragen, rotieren sehr schnell, und die Kupferscheiben werden mit Ölivenöl und Schmirgel bestrichen. Die Werkzeuge werden ausgewechselt, so oft der zu erzielende Effekt es erfordert. Man kann blanke und matte Flächen herstellen, überhaupt sehr mannigfache, originelle Kombinationen erzielen. —

Fred Hood.

Kleines feuilleton.

c. Tätowieren gilt heute als Rudiment barbarischer Gebräuche und ist nur noch bei Seelenten, bei Akrobaten beliebt, bei Leuten, die auf die Kraft ihrer Muskeln stolz sind und ihre Brust, ihre Arme frei und bloß tragen. Und doch ist, wie die englische Zeitschrift „Household Words“ schreibt, diese Sitte uralte und blickt auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurück. Schon Moses mußte den Israeliten untersagen, Einschnitte in ihr Fleisch zu machen oder irgend welche Zeichen in ihre Haut einzudrücken. Die Phönizier waren diesem Brauche so ergeben, daß sie Tätowierungen selbst an ihren Götterbildern anbrachten. Einige solcher Statuen, die in Sardinien entdeckt wurden, sind über und über mit Bildern bedeckt, die von Sachverständigen als Zeichen der Tätowierung erklärt werden. Herodot berichtet, daß die Thraker und andere Völker dieser Sitte huldigten. Unter den Indianern gilt das Tragen von Tätowierungen für ein Zeichen von Ansehen und Macht. Besonders verbreitet ist dieses Einritzeln in den Südeinseln, aus deren Sprache, von dem tahitischen Tatau, das Wort überhaupt genommen ist, in Neuseeland, Japan und Burma. Es wird von unseren Vorfahren berichtet, daß sie „ihre Haut mit punktierten Zeichnungen ausschmückten“. So sandte man, als auf dem weiten Schlachtfeld von Hastings unter den Haufen toter Weiber der Leichnam Harold's nicht zu finden war, nach Edith Schwanenhals, seiner Geliebten, daß sie ihn an den „Malen“ auf seinem Leibe erkennen möge. Dies war ein Grund, aus dem man das Tätowieren übte. Daneben wurde auch durch diese in die Haut eingeschnittenen Zeichen dargetan, welchem Stamm, welchem Geschlecht, welcher Familie ein jeder angehöre. Thrakische Häuptlinge z. B. erwiesen allein durch ihre Tätowierung ihr edles Blut und ihre hohe Abstammung. Bei den Juden war die Tätowierung ein Zeichen der Trauer. Coof fand, daß alle Häuptlinge der Hawaii-Inseln Hieroglyphen auf ihren Armen trugen, die den Namen des verstorbenen Königs und das Datum seines Todes bedeuteten. Bei den wilden Völkern war es sehr wichtig, den Stamm, zu dem ein Fremdling gehörte, durch einen flüchtigen Blick auf seine Tätowierung zu erkennen. Gewisse Veränderungen in Form und Farbe zeigen Krieg oder Frieden an und weisen darauf hin, ob in guter oder böser Absicht sich Leute nahen. Durch Tätowierungen erkennen die Mitglieder eines geheimen Bundes einander, und auch heute noch dienen die meisten solcher Zeichen dazu, um eine abgeordnete Brüderchaft näher und enger zu verbinden, sie vertreten gleichsam den geheimen Händedruck, an dem die Freimaurer sich erkennen. Man hätte kaum erwartet, eine geheime Verbindung unter den Korannas, dem unfähigsten Stamme der Kapkolonie, zu finden. Doch Dr. Solub, der unter ihnen lebte, bemerkte, daß einige Männer drei kleine Einschnitte auf der Brust hatten. Jahrelang fragte er vergeblich der Bedeutung dieser Zeichen nach. Schließlich erzählte ihm ein Koranna: „Ich kann durch unser ganzes Land und durch Orignaland sicher wandern. Wenn ich meinen Rock öffne, dann muß jeder, der das Zeichen sieht, mich helfen und mich aufnehmen.“ —

k. Das Wettfrähen der Hähne. Die Eröffnung der jährlichen Geflügelausstellung in Paris hatte in diesem Jahre auf das Publikum eine besondere Anziehungskraft ausgeübt, sollte bei dieser Gelegenheit doch das lange angeforderte Wettfrähen der Hähne stattfinden. Die Idee ging vom französischen Bantamklub aus. 20-30 Hähne befanden sich in kleinen, mit schwarzem Tuch behangenen Käfigen. Das Zeichen zum Beginn wurde mit einem Gong gegeben. Als bald wurden die Tücher entfernt. Die Hähne glaubten anscheinend, der Tag wäre angebrochen. Ein kleiner Bantam sträubte seine Federn und begann in hoher Tonart zu krähen. Ein großer, wichtigtuender Hahn nebenan hob sofort das linke Bein und drehte den Kopf auf die Seite, um zuzuhören. Dann stieß er einige Kehllaute aus, als wollte er sich räuspfern, und krächte nun in einem prachtvollen Bariton. Auch die anderen Hähne hörten erst gespannt zu, und dann erhob einer nach dem anderen mit aller Macht seine Stimme. Die Hähne waren vorher mehrere Wochen im Dunkeln gehalten und hatten täglich nur eine halbe Stunde lang das Licht gesehen; jetzt überboten sie sich daher gegenseitig und krächten in allen Tonarten. Vor jedem Käfig waren Männer damit beschäftigt, die Anzahl der Hähnenstöße des Jänsers aufzuzeichnen. Es war ein ohrenzerreißender Lärm, so daß die Richter ihre Bemerkungen einander in die Ohren schreien mußten. Der große Bariton-Hahn krächte im Jänsert, zog sich dann niedergeschlagen in eine Ecke seines Käfigs zurück und sah ungefähr so aus, als ob der Hähnenwelt ganzer Jammer auf ihm lastete. Der kleine Bantam namens „Toreador“ krächte dagegen prächtig, bis seine Nachbarn einer nach dem anderen aufhörten und ihm allein das Feld überließen. Dann krächte er noch zweimal schrill und herausfordernd; als er keine Antwort erhielt, stolzierte er augenscheinlich sehr befriedigt in seinem Käfig herum. Bald war die halbe Stunde des Wettbewerbes vorüber und die Käfige wurden wieder zugebedeckt. „Toreador“ mit 32 Hähnenstößen war der erste Sieger, als zweiter kam ein kleiner Sopran „Santos-Dumont“ mit 29 Hähnenstößen, und ein großer Vahhahn, „Löwe“ genannt, folgte mit 20 Hähnenstößen an dritter Stelle. —

Humoristisches.

— Der Anfang. „Ist Ihr Nachbar noch immer Vegetarier?“ „Ja; aber ich glaube, er wird sich bald bekehren, denn wenn wir eine Gans braten, dann macht er schon manchmal seine Türe auf.“ —

— Drahtische Abfuhr. „Der Kaufmann Schmitt behauptet ja, sich jetzt ein Fischwasser gepachtet zu haben?“ „Ach was, der Nennomist, eine leere Herings-tonne wird er haben!“ —

— Aus der Gemeinderats-Sitzung. Bürgermeister: „Dös neue Schlachthaus, was d' Regierung verlangt, brauch'ts bei uns net, wo so vüll Automobill durchfahr'n tun.“ —

(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Ein Heine-Museum soll in dem Geburtshause des Dichters in der Volkerstraße zu Düsseldorf errichtet werden. —

— Kuederers vieraktige Komödie „Die Morgenröte“ geht Anfang November im Neuen Theater in Szene. —

— Das neu gegründete Märkische Städtebundtheater scheint wieder sanft entschlafen zu sein. —

— Das neue Oratorium „Von den Tageszeiten“ von Prof. Friedrich E. Koch wird am 17. November in Aachen zur Aufführung gelangen. —

— Das neu entdeckte Wolfram-Erzfeld erstreckt sich quer durch ganz Nord-Queensland etwa 200 Kilometer südlich vom Kap York. Für die Tonne Erz werden an Ort und Stelle 2000 M. gezahlt. Wolframerg dient zur Herstellung besonders harten Stahls. —

— Drei neue kleine Planeten sind auf der Sternwarte Königsstuhl bei Heidelberg auf photographischem Wege entdeckt worden. —

c. h. Ein eigenartiges Denkmal zur Erinnerung an Sir Henry Morton Stanley, den bekanntesten Afrika-Reisenden, ist auf seinem Grabe auf dem Kirchhof in Pirbright errichtet worden. Auf den Wunsch der Lady Stanley besteht das Denkmal in einem großen unbehauenen Granitmonolithen, der 12 Fuß lang, 4 Fuß breit und 2 Fuß 6 Zoll hoch ist und gegen 7000 Kilogramm wiegt. Auf dem Monolithen steht nur der Name „Sir Henry Morton“, darunter sein afrikanischer Name Bula Matari, der „Felsbrecher“; dann liest man nur noch oben das Wort „Afrika“ und darüber ist ein Kreuz eingemeißelt. —

t. Ein wichtiges Laboratorium ist unter der Leitung der chemischen Abteilung des Landwirtschaftsministeriums der Vereinigten Staaten in New York eingerichtet worden. Seine Aufgabe wird die chemische Prüfung eingeführter Nahrungsmittel und die Entdeckung von unvollkommenen oder verfälschten Nahrungsmitteln sein. —